

# Hinab in dunkle Tiefen

„Jazzbühne“ mit Jochen Welsch und Volker Deglmann



Zwei Mannheimer Messinggötter mit Winterblues: Volker Deglmann (Trompete) und Jochen Welsch (Posaune) hatte sich die „Jazzbühne“ eingeladen. FOTO: GIRARD

VON WALTER FALK

Zwei Messinggötter hatten sich die Protagonisten der „Jazzbühne“, Michael Lakatos, Martin Preiser und Stefan Engelmann, am Freitag zu ihrem Konzert eingeladen. Unter dem Motto „Jazzbühne meets Brass“ übten die beiden begehrten Mannheimer Jazzmusiker Jochen Welsch (Posaune) und Volker Deglmann (Trompete) zusammen mit der Stammbandformation in der gut besuchten Fruchthalle die hohe Kunst der Improvisation.

Am Winterblues müssen die Musiker zurzeit leiden. Denn was sie krenzten, war die Renaissance der behutsamen Tupfer, des mild Hingehauchten, der großen atemlosen Pausen. Das war ein echter Gegenpol zur schmerzhaften Schnellfeuermusik. Wenn man den Dozenten an der Mannheimer Musikhochschule und Leiter der dortigen Bigband nicht kennen würde (vor genau einem Jahr war er mit diesem „Mannheim Jazz Orchestra“ bei der „Jazzbühne“ zu Gast), hätte man meinen können, dass den hoch anerkannten Kompo-

nisten und Arrangeur der Durst nach der bröckelnden Schönheit von Großstadtsilhouetten zu verzehren scheint und er gewissenhaft die Energie der Nacht absorbiert hat. Denn wie kaum ein anderer versteht er es, ihre dunklen Reflexe in illuminierte Noten umzuwandeln. So servierte die beiden Mannheimer wandelbare Bilder mit tief aufwühlenden Geschichten, komplex modelliert von zwei virtuos-grandiosen Lautmalern. Es schien, als habe man ein Ticket für einen alten Film erstanden, in dem der Stadtregen auf Rinnsteine niedergeprasselt ist und in dem die Nacht kein Ende nimmt.

Die Bilder malten die beiden aber nicht mit dickem Pinsel, sondern feinsten Tusche. Sie haben den Trompeten- und Posaonenten kultiviert und zu einem Zaubermittel gewandelt, blasen ihre Chorusse mit verblüffender kompositorischer Logik. Das ist ihr Geheimnis: die Verbindung aus Empfindung und Architektur, Lyrik und Logik. Welschs Eigenkompositionen wie „Makin' Acquaintance“ oder „Never See You Again“ spielten sie so locker parlierend, dass man den Spaß der Instrumenta-

listen spürte. In diesem oft zum technischen Auftrumpfen neigenden Bereich sind Welsch und Deglmann Könner subtil gesetzter Töne, mit einem seltenen Gespür für Ökonomie und Balance. Kein Ton, den sie spielten, scheint zu viel.

Der schöngestigte Martin Preiser am Klavier schmiegte sich eng an diese Balladen an, mit einer Tauchfahrt hinab in dunkle Jazz-Tiefen. Und auch Stefan Engelmann am Bass und Michael Lakatos am Schlagzeug umgingen kein allzu großes Risiko. Das schuf routinierte Vertrautheit oder Ruhe in der aufgewühlten Seele. Das war alles hohe Kunst und schuf eine hypnotische Atmosphäre.

Aber ab und zu hätte man sich mehr Groove gewünscht, mehr Abwechslung zwischen Harmonie und Angriff, Schatten und Licht. Selbst Herbie Hancock's „Olioloqui Valley“ kam melancholisch balladensk daher. Die Soli waren außerdem oft viel zu lang, bei dem Titel „Evidence“ ganz extrem. Die Jazzer verstiegen sich einfach in ihrer Improvisationslust und die Stücke wollten oft kein Ende nehmen. Weniger wäre vielleicht mehr gewesen.